

bittere Empfindung voll reiner Unlust, welche die Seele niederschlägt, und sie vor dem Gestande, der sie hervorbringt, fliehen macht. Das Erste findet sich bey dem tugendhaften Stoiker, der, von den Unglücksfällen unerchüttert, sich in der Ausübung seiner Kräfte nicht stören läßt. Dieser erweckt bey dem Zuschauer Bewunderung und Erstaunen, aber kein Mitleiden; *er weint selbst nicht zuerst, wie kann ich weinen?* Das Letzte ist dem körperlichen Schmerze eigen. Dieser betäubt die Seele gänzlich, und hält ihre Kräfte so eingezogen, daß nicht die geringste Spur von Thätigkeit in ihr erwacht. Wenn mein Freund von der Ehrenstufe, auf die er sich allmählich emporgeschwungen, plötzlich zurückgestoßen wird; wenn ich ihn seinen einzigen geliebten hoffnungsvollen Sohn nach dem Grabe begleiten sehe — welche mannichfaltige Bewegungen gehen da in meiner Seele vor! Bald überschüttet die Vorstellung des Unglückes mich mit Traurigkeit; diese muß nothwendig die Vorstellung aller der Vollkommenheiten in mir rege machen, welche durch dieses Unglück eingeschränkt werden. Ich la-

se sie alle der Reihe nach durch, die Kräfte und Fähigkeiten, deren Thätigkeit durch dieselbe gehemmt wird. Meines Freundes Wohlwollen, Liebe, väterliche Zärtlichkeit, Munterkeit des Geistes, Zufriedenheit, glückliche Aussicht in die Zukunft, Freygebigkeit u. s. w. werden mir auf einmal gegenwärtig. Jede Freude, jede Glückseligkeit, die ich in seinem Umgang genossen habe und noch genießen könnte, erwacht in mir. Jede freundliche Mine, jede süße Umarmung, jede vertraute Offenherzigkeit, mit denen er mich je beglückte, malt mir meine Einbildung mit den lebhaftesten Farben vor. Jetzt schwimme ich in einem Meere von Lust: aber nicht lange; denn jeden Augenblick empfängt diese glückselige Vorstellung, durch den Anblick des gegenwärtigen Unglückes, einige bittere Tropfen von Unlust über die verhinderte Ausbreitung dieser Vollkommenheiten. Und so entsteht das göttlichste aller Gefühle, das Mitleiden, das dem weichherzigen Armen glückseligere Augenblicke verschafft, als alle Reichthümer der Erde, und das allein hinreichend ist, dem menschl-

chen Geschlecht einen Adel zu geben, der dessen Werth über alle seine Nebengeschöpfe un-  
gemein erhöht. Sehe ich hingegen meinen  
Freund von einem körperlichen Schmerze ge-  
quält, so verscheucht der erste Eindruck von  
Leiden alle Vorstellung von Vollkommenheit  
aus meinem Gemüthe: keine wird dadurch in  
mir rege gemacht. Welche unmittlere Ver-  
knüpfung findet sich auch wohl zwischen den  
Schmerzen des Podagras, der Kolik, der  
Trennung des Stätigen überhaupt, und dem  
Wohlwollen, der Liebe, der Dankbarkeit u.  
s. w.? Die Idee der Unvollkommenheit haftet  
in der Seele, und verbreitet sich über alle ihre  
Kräfte; ich leide thierisch mit, ohne das ein  
Tropfen Süßigkeit sich unter meine Unlust  
mischt.

Niemand, glaube ich, kann der Smith-  
schen Meynung seyn, das es *eine lächerliche  
Tragödie seyn würde, deren Katastrophe darin  
bestünde, das der Held ein Bein verlore oder  
Kolikschmerzen bekäme*. Eine schlechte Tragö-  
die würde es freylich seyn, auch lächerlich  
vielleicht in der Erzählung; aber auch lächer-

lich in der Vorstellung? Nimmermehr, nim-  
mermehr, wenn der Schauspieler nur Geschick-  
lichkeit genug befäse, die Natur genau nach-  
zuahmen und den kleinsten Anfrich von Kunst  
zu verbergen. Wenn Garrick oder Eckhof  
auf der Bühne winfelt, und vor brennenden  
Schmerzen in den Eingeweiden seinen Körper  
krümmt und verdreht: so würde ich mich schä-  
men, ein Mensch zu seyn, wenn ich auf dem  
ganzen Parterre nur ein einziges Menschengesicht erblickte, auf dem sich eine Verziehung  
zum Lächeln entdecken liesse. Ich bin über-  
zeugt, die Wirkung einer solchen Scene wür-  
*de die seyn, das kein Zuschauer sie aushalten*  
könnte.

Das Interesse ist es allein, was den wichti-  
gen Unterschied zwischen Seelenkränkungen  
und körperlichen Schmerzen ausmacht. *Jene*  
sind immer in einer unmittelbaren Verknü-  
pfung mit mehrern Seelenkräften, da ihr gan-  
zes Wesen eben in der Einschränkung dieser  
Kräfte besteht. Je größer also das Interesse  
ist, d. i. je mehrere Kräfte dadurch Einschrän-  
kungen leiden: desto größer ist von der einen

Seite die Vorstellung des Unglückes, und von der andern die Vorstellung der Vollkommenheiten, die in der Seele rege gemacht wird, und folglich auch, im Ganzen, die vermischte Empfindung des Mitleidens desto stärker. *Dieser* hingegen fehlt es gänzlich an dem Interessirenden; denn die Unlust, die sie erwecken, entsieht nicht aus den Einschränkungen anderer Fähigkeiten, sondern unmittelbar aus dem thierischen Leiden der Maschine. Der Tugendhafte und der Lasterhafte, der Weise und der Einfältige, das Kind und der Erwachsene, haben alle einerley schmerzhaftige Empfindung, wenn ihnen ein Glied abgelöset wird. Der innere Zustand der Seele kommt in keine Betrachtung; daher sind sie auch in der Anschauung blofs kränkend und abscheulich, und können in der Vorstellung auf keine sanfte Thränen des Mitleidens Anspruch machen. \*)

\*) Einen Fall giebt es dennoch, wo der Dichter sich des körperlichen Schmerzes auf der Bühne mit Vortheil bedienen kann: wenn er ihn nemlich interessant zu machen weiß; wenn er ihn als die unmittelbare Ursache leidenschaftlicher Kränkungen vorstellt, und den Leidenden mehr Empfindung über diese, als über jenen äußern läßt. Und dies wußte Sophokles in seinem Philoktet meisterhaft zu veranstalten. Des Dichters End-

Ich kehre nunmehr zurück. Gefelligkeit, d. i. ächter Hang an gefelligen Empfindungen, (nicht bloße Annehmlichkeit im Umgange, Zuthulichkeit und scheinbares gefälliges Wesen, welches ich statt *Gefelligkeit* lieber *Gesellschaftlichkeit* nennen möchte,) und Geschmack am Schönen sind verschwierte Eigenschaften, die sich nicht bequem von einander trennen lassen. Auch außer der objektivischen Gleichheit ihrer Beschaffenheit, sind sie subjektivisch, in Ansehung ihrer Wirkung auf den Menschen, unter einander verknüpft. Die angenehme Empfindung, die beyde hervorbringen, ist von einer höhern und feinem Art, als jede andere sinnliche; und durch die Uebung im Genusse des einen wird das Gemüth zum Verlangen nach dem Genusse des andern gestimmt. Wer hat je unter einem barbarischen unmenschlichen Volke Spuren des guten Geschmacks

zweck war keinesweges, bloß durch die Schmerzen des eiternden Fusses uns Thränen abzulocken, sondern durch die damit verknüpften unglücklichen Folgen. Dieser quälende Fuß ist die Ursache, daß der Mann, der mit sieben Schiffen den Griechen folgte, vom Heere auf diess Eiland ausgeletzt wurde; daß der griechische Menschenfreund, der bey der Erzählung Neptolems vom Tode einiger Helden aufser sich geräth, abgesehert von

entdeckt? — Die Ankunft des Aeneas nach Karthago ist unstreitig eine der meisterhaftesten

allem menschlichen Umgange und von seinem geliebten Vater, hier in Gesellschaft der Thiere, sein Leben verschmachten muß; das der griechische Held hier die wunderthätigen Pfeile des Herkules bloß zur Erwerbung seines kümmerlichen Unterhalts gebrauchen kann; das er noch jetzt von dem arglistigen Ulysses unbenutzt, hintergangen, gebunden und wider seinen Willen vor Ilium geschleppt werden soll; und das man damit umgeht, den elenden hilflosen Mann um seine Pfeile zu bringen, die einzigen Werkzeuge, womit er sein mühsames Leben zu erhalten im Stande ist. Hier ist Gefühl von Sehnsucht nach Eltern und Vaterland, von gekränkter Ehre, von Undankbarkeit, von Rachgierde, von Heldenmuth, von Abscheu gegen Ulysses, u. s. w. das in uns rege gemacht wird, nicht bloß thierisches Leiden des schmerzenden Fusses. Aber freylich mußte der Dichter uns die Ursache aller dieser Seelenübel, wenigstens in einer Scene, vor Augen legen. Wie konnte er es anders machen, uns von der Unglücksquelle seines Helden zu unterrichten? Soll er sie etwa uns vorerzählen lassen, die Geschichte des Fusses und seiner martervollen Anwandlungen? Von wem? Hier auf dem einsamen Lemnos hatte Philoktet weder Vertraute noch Kamerfrauen um sich, die ihm diesen Dienst hätten erweisen können. Oder sollte er wohl gar selbst munter und schmerzlos auf der Bühne einhergehen, und gleich einem Milzfüchtigen uns mit Erzählung seiner Plagen unterhalten, die er bisweilen auszufluchen hat? Gewiß zu einem solchen ungricchischen Kunstgriffe war Sophokles zu sehr griechischer Dichter. Es war also nur ein Mittel übrig; und dieß bestand darin, das der Elende in unserer Gegenwart von einem Anfälle überbracht würde. Wir mußten das Unglück sehen, damit wir über dessen Folgen weinen könnten. Allein, wie vortheilhaft wußte der Dichter diese Scene anzulegen? Wie interessant macht er uns diesen eiter-

Erzählungen in der ganzen Aeneide, die des Dichters tiefe Kenntniß der menschlichen See-

den Fuß? Mit welcher Vorsicht sucht er unsere Aufmerksamkeit auf die körperlichen Schmerzen alle Augenblicke durch Seelenleiden zu unterbrechen, und die herbe Empfindung der Qual, die uns unausföchlich wäre, dadurch zu mildern, das er den Unglücklichen mehr von der Furcht, zurück gelassen zu werden, und dem Unvermögen sich an seinen Feinden zu rächen, als von den brennenden Martern selbst, leiden läßt? Der Anfall kommt gerade, da wir vorher hinreichend vorbereitet sind; nachdem wir durch den Ulysses gleich in der ersten Scene die Ursache erfahren haben, die unsern Helden auf dieses Eiland brachte; nachdem wir das Elend, mit welchem er sein Leben hier zubringt, seine Höhle, seine armfelige Geräthschaft, sein Lager aus zertrretenem Laube, seine eitervollen Lappen mit Augen gefehn haben; nachdem wir ihn in der Entfernung seinen Weg mit Wimmern ankommen gehört; nachdem wir durch seine Unterredungen mit dem Neptolem den ganzen Mann kennen gelernt haben, von Seiten seiner Empfindsamkeit über den Fall anderer Helden, von Seiten seines beharrlichen Heldemuths, seiner Sehnsucht nach menschlichem Umgange, seines gerechten Zorns wider Ulysses u. s. w. nachdem er die neue Verfolgung seiner Feinde gehört, den Neptolem erweicht zu haben glaubt, und seine Hoffnung, allen Kummer auf einmal los zu werden, auf das höchste gestiegen ist. Es ist ihm nichts übrig, als dem Prinzen auf das Schiff zu folgen. Nun überfällt ihn auf einmal die schreckliche Anwandlung seiner Schmerzen; er schweigt still, und wird befürtzt. Seine größte Angst ist immer, Neptolem werde aus Abscheu und Ekel seinen Voratz ändern, und ihn zurücklassen. Er sucht daher die Schmerzen zu verbeissen, so lange bis sie auf den höchsten Grad gestiegen sind. *Was ist dir? fragst Neptolem. Philokt. Nichts böses, mein Sohn, gehe nur. Nept. Wandelt deine Krankheit dich an?*

le zeigt. Sein auf gutes Glück herumirrender Held wird an eine Küste geworfen, wo die

*Thu dir nicht Gewalt an, deine Schmerzen zu verbergen, Philokt. Ich, nein, gewiss! Im Gegenheil, ich empfinde Erleichterung. (bey Seite) O Götter! Nept. O Philokt, warum ruffst du seufzend die Götter an? Philokt. Um ihren gnädigen Beystand zu der bevorstehenden Reise — Ach, wehe, ach, ach! Nept. Du leidest, warum willst du mirs nicht sagen? warum so zurückhaltend? Man sieht es dir an, du wirst gepeinigt. Nun nimmt der Schmerz überhand, länger kann er es nicht aushalten. Ach ich bin verloren, mein Sohn! ich werde aufser Stand seyn, mein Uebel länger vor euch zu verbergen — O Himmel! — es tobt, es tobt durch meine Adern — u. s. w. Aber mitten unter diesen entsetzlichen Martern, läßt der Dichter seine Furcht vor der Zukunft hervorbrechen: Entsetzlich, unaussprechlich, schreyt er, ach, habe Mitleiden! Nept. Wohl, was soll ich denn thun? Philokt. Ach, verlass mich nicht aus Graven! Ich muß es sagen, diese Krankheit, sie kommt zu gewissen Zeiten wie ein verirrer Wanderer wieder. O! Jener bezeugt sein Mitleiden. Sogleich unterdrückt dieser wieder das Gefühl seiner Schmerzen, überreicht ihm den Bogen, und beschwört ihn bey allen Göttern, wenn die Feinde kommen sollten, weder durch List noch durch Gewalt sich die Waffen nehmen zu lassen. Neptolem verspricht es ihm, und wünscht, daß die Götter sie bald nach ihrem bestimmten Ziele bringen möchten. Nun wird auf einmal der Anfall wieder heftig, und das erste, was der Unglückliche ausstößt, ist: Ach! mein Sohn, ich fürchte, unser Wunsch wird nicht erhört! Meine Wunde sängt wieder an zu fließen, ein schwarzes verdorbenes Blut sprühet tief hervor. — O Fyß, was machst du mich leiden! — — — Ach es schiebt heran, hier, es kommt immer näher! — — — O ich armer Mann! — — — Nun habt ihr es — — — aber verlass*

Leute eben mit der Erbauung einer Stadt beschäftigt sind. Weder er noch seine Gefährten

*nicht dennoch nicht! — Wehe mir, wehe! — — Ha, Ulyßes, möchte dieser Schmerz dein Herz zerreissen! — — Ach Götter, Götter, Götter, wie graußam wieder! O ihr beyden Heerführer, o Agamemnon, o Menelas! Hättet ihr an meiner Stelle so lange diese schrecklichen Uebel erduldet? — u. s. w. Neptolem wird gerührt und seufzt über das Elend. Nein, mein Sohn, unterbricht ihn der Held, fasse dich! Diese Anfälle sind graußam, doch gehn sie bald vorüber. Aber, o ich schiebe dich, verlass mich nicht! Noch einmal, hier ist nichts weniger, als bloßes thierisches Leiden; hier ist die Besorgniß, die süße Hoffnung, nach dem Vaterlande zurückzukehren, auf einmal zu verlieren; hier ist brennende Begierde, an den Stufen des ganzen Uebels, den beyden Atriden und dem hinterlistigen Ulyßes, sich gerächt zu sehen, die herrschende Empfindung. Dazu kommt noch von Seiten des Zuschauers, der von den Ranken, mit welchen Neptolem schwanger gehet, unterrichtet ist, die Furcht, daß dieser sie zur Ausführung bringen werde. Und wir werden daher zu gleicher Zeit, da das Leiden Philoktets uns Seufzer auspreßt, von einer frohen Empfindung durch den Sohn Achills überrascht, da wir ihn, weniger abgehärtet als seinen Begleiter Ulyßes, mit uns erweicht finden, und zu dem Unglücklichen sagen hören: Es wäre unmenschlich, o Philokt, wenn ich ohne dich ginge. Dieß sey genug. Herr Herder, oder wer sonst der vortreffliche Verfasser der kritischen Wälder seyn mag, hat eben diesen Gegenstand weitläufiger auseinander gesetzt, und überhaupt die Schönheiten dieses griechischen Meisterstückes, mit einer besondern philosophischen Sarsinnigkeit zergliedert. Auch hat Herr Lessing, in Ansehung des Decorums, wider das Smith den Philoktet so sehr anlässlich findet, den griechischen Dichter hinreichend gerechtfertigt.*

kennen die Einwohner und das Schickfal, das sie von ihnen zu erwarten haben. Aber seine Göttin führt ihn unsichtbar durch die Stadt, in einen prächtigen Tempel der Juno. Er siehet Künftler darin beschäftigt — siehet Gemälde — Vorstellungen von Unglücksfällen anderer Menschen, darunter auch Vorstellungen von den seinigen — Auf einmal entfällt ihm alle Furcht, und er muntert seine Gefährten auf:

*sunt lacryma rerum et mentem mortalia tangunt,*

wir sind in keiner Barbaren Hände gefallen; hier sind Menschen, die Künste-lieben, denen das Schickfal Anderer zu Herzen geht — wir sind geborgen — hier müssen unsere Umstände eine andere Gestalt bekommen. — Es ist unleugbar, das dieser Schlufs sich auch umkehren läßt, das da, wo Menschlichkeit und gefellige Empfindung vorhanden sind, Geschmack an Werken der Schönheit Statt finden muß. Dies brauchen wir nicht erst durch die Geschichte verflössener Jahrhunderte zu bestätigen; wir finden es in dem unsrigen durch die

Geschichte manches Volkes genugsam bewiesen. Je gesitteter und menschlicher ein vor kurzem noch rohes, ungebildetes Volk täglich wird, desto mehr fangen Künste und Wissenschaften an, sich unter ihm zu verbreiten, und es wird aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht lange hin seyn, das es in beyden seinen Nachbarn den Vorzug streitig macht.

Noch mehr: die Verwandtschaft zwischen Gefelligkeit und Geschmack ist so stark, das sogar im Genusse die deutlichsten Spuren davon sich entdecken lassen. Die Lust am Schönen hat dieses vor jeder anderen sinnlichen Lust zum voraus, das sie mittheilend ist. Der Genuss der andern Vergnügungen pflegt gemeinlich so beschaffen zu seyn, das der Gegenstand dadurch verbraucht wird; und in so fern ist er immer ausschliessend: Meiner Sättigung muß gar kein, oder nur ein geringer Abbruch geschehen, wenn ich mich nach dem Mitgenusse Anderer sehnen soll; aber die Ergötzung an der Schönheit bleibt nicht nur durch den Nebengenuss vieler Menschen unvermindert, sondern meine eigene wird so gar dadurch unge-

mein erhöht. Dieß letzte ist ein wichtiger Umstand, der die Vergnügungen des Geschmacks selbst von den Vergnügungen der höheren Geistesfähigkeiten unterscheidet. Wenn ich eine noch nie bekannte und sehr wichtige Wahrheit entdecke, so sehne ich mich, sie meinen Mitmenschen bekannt zu machen, theils, damit sie des daraus entspringenden Nutzens theilhaft werden mögen, theils, damit sie mich, den Erfinder, für ihren Wohlthäter erkennen sollen; aber das reine Vergnügen, das die Entdeckung einer Wahrheit mit sich führt, empfängt durch diese Mittheilung keinen Zuwachs. Dieses war, in dem ersten Augenblick der Entdeckung, bey mir im lebhaftesten Grade, und es nimmt nicht ab, wenn jene auch nachher von der ganzen Welt verkannt wird. Die Glückseligkeit, einen so tiefen Blick in die Bewegung des Weltsystems gethan zu haben, hat *Kepler*, allem Vermuthen nach, alles was er darüber leiden mußte, erträglich gemacht; so wie die *Barbarey* und Unwissenheit seiner Zeitgenossen jene angenehme Empfindung ihm nicht um das Mindeste verkleinert haben wird. Allein

wenn ich eine Schönheit in der Natur oder in der Kunst ausfindig mache, so ist das erste, wornach ich mich bey meiner auffallenden Freude sehne, eine Menge Mitempfindender um mich zu haben, die ich aufmerksam machen kann; und je größer die Menge wird, je lebhafter der Eindruck auf sie ist: desto lebhafter und stärker wird auch mein Genuß. Ich kann in dem prächtigsten und künstlichsten Garten bisweilen mich allein wünschen, wenn ich einer Untersuchung nachhänge, bey der ich ungestört seyn will; aber wenn ich mich an feinen Schönheiten ergötzen will, so halte ich es allein nicht aus: ich verschiebe lieber den Genuß auf eine andere Zeit, bis ich mit mehr Gesellschaft dessen froh werden kann. Das schönste Trauerspiel, von den besten Schauspielern aufgeführt, kann sehr wenig gefallen, wenn man der einzige Zuschauer auf dem Parterre ist. Je gedrängter man steht, je mehr thränende Augen man um sich sieht, je mehr Schluchzen man aus allen Winkeln vernimmt; desto schöner und rührender wird uns das Stück, mit desto mehr Zufriedenheit gehn wir

nach Haufe. Ich habe dieses verschiedene mal an mir selbst erfahren; und in einem Orte, wo die trefflichsten Stücke von den wenigsten be-  
sucht werden, kann es niemanden an Gele-  
genheit fehlen, diese Erfahrung häufig zu ma-  
chen. — So sehr sind die Vergnügungen des  
Geschmackes an Gefelligkeit und Sympathie  
gebunden, daß ich glaube, wenn nur ein ein-  
ziger Mensch in der Welt wäre, der für die  
Schönheit Empfindung hätte, er die schönsten  
Bildergallerien und die künstlichsten Bildsäulen,  
womit ihm etwa eine Gottheit ein Geschenk  
machte, endlich mit den gleichgültigsten Au-  
gen ansehen würde; so wie der geschmackvoll-  
ste Mensch, wenn sein unglückliches Schicksal  
ihn auf eine Insel zu einer ewigen Trennung  
von allem Umgange mit dem menschlichen Ge-  
schlechte verdamnte, an nichts weniger Ergö-  
tzung finden würde, als an den Schönheiten  
der Natur. Die rosenfingrichte Morgenröthe  
und der bestirnte Himmel haben für ihn kei-  
nen Reiz mehr. Mit nachlässigen Blicken liegt  
er unter diesem ausgestreckt, gleich dem müßi-  
gen Wilden, der keine Bedürfnisse mehr kennt,  
keine

keine Wünsche mehr zu erfüllen hat, so bald  
sein Hunger gestillt, und sein Durst gelöst ist.

Viertens der *Ueberflufs*. Ein Volk hat Ueber-  
flufs, wenn seine Verfassung von der Art ist, daß  
es weniger Kräfte bedarf, um sich die ersten  
Nothwendigkeiten anzuschaffen. Es pflegt als-  
dann auf drey verschiedenen Wegen auszuarten:  
entweder läßt es die übrigen Kräfte alle unge-  
braucht, und geräth in den Zustand der *Träg-  
heit* und der thierischen Wildheit; oder es wen-  
det sie an, um die groben sinnlichen Begier-  
den mehr und mehr zu erweitern, und verfällt  
in die *Schwelgerey*; oder auch, es sucht sich  
die Vergnügungen höherer Art anzuschaffen,  
und die Neigungen des feinem sinnlichen Ge-  
nusses auszudehnen: alsdann herrscht unter ihm  
der *Luxus*. Der Ueberflufs ist einer von den  
wichtigsten Umständen, wodurch der Wachs-  
thum des Geschmackes befördert wird. Denn  
ob er gleich keinen unmittelbaren Einflufs auf  
die Fähigkeiten hat, die zu demselben erfor-  
dert werden, so wird doch dadurch ein sehr  
erhebliches Hinderniß aus dem Wege geräumt,  
welches die Anwendung dieser Fähigkeiten auf

Gegenstände des Geschmackes, der Seele ungemüßlich macht, nemlich die *Dürftigkeit*. Die Bedürfnisse des Menschen, (ob schon im genauern Verstande, ohne Unterschied, die Befriedigung jeder in ihm vorhandenen Neigung Bedürfnis ist) stehen dennoch in einer sehr abgemessenen Unterordnung unter einander. Diejenigen, die von Seiten des Körpers kommen und zu dessen Erhaltung notwendig sind, fordern am ersten und am ungestümsten ihre Thätigkeit zu ihrer Befriedigung auf. Die Natur hat die Unterdrückung oder die Vernachlässigung derselben mit der Empfindung des Schmerzes verknüpft, die sich des Menschen ganz bemächtigt und ihn gegen die Stimme jedes andern Verlangens betäubt.

Οὐ γὰρ τι συγγεῆ ἐπὶ γαστέρι κύντερον ἄλλο  
ἔπλετο, ἢτ' ἐκέλευσεν εἰς μνήσασθαι ἀναγκη,

läßt Homer seinen Ulysses in der Versammlung bey dem Alkinoos sagen. — Nun haben zwar die Weltweisen aller Jahrhunderte sich Mühe gegeben, die Genügsamkeit der Natur zu rühmen, und die wenigen Kräfte anzuzeigen, die der Mensch nöthig hat, um die ersten Bedürfnisse

zu befriedigen; allein sie verstehen es gemeinlich darin, daß sie den Menschen als ein einzelnes Naturgewächs, absondert von allen Nebengeschöpfen, und außer aller Verbindung mit einem andern Individuo betrachten. Wenn dieser dann nichts bedarf, als seinen Hunger und seinen Durst zu stillen, und sich vor der Kälte zu schützen, so sind freylich seine ersten Bedürfnisse sehr geringe, und die Natur sorgt dafür, daß sie mit weniger Mühe von ihm befriedigt werden; allein nicht so eingeschränkt sind sie bey dem Menschen außer diesem unnatürlichen Naturstande. Die ersten Bedürfnisse des Menschen als Vater, als Kind, als Ehemann, als Glied einer Gesellschaft, erstrecken sich weiter, als auf Hunger und Durst. Die Erwerbung eines gewissen Grades von Ansehen, Achtung, Liebe und Zuneigung, ist ihm nicht minder dringend; ohne sie kann er freylich sein Pflanzenleben dennoch fortsetzen; aber nicht den Posten bekleiden, der ihm von der Natur angewiesen ist, nicht das Leben des Menschen leben. Und mit der Ertheilung dieser geht die Natur etwas karger zu Werke; es

wird schon ein günstiger Blick des Schicksals erfordert, wenn die Mittel dazu ohne Verwendung vieler Kräfte herbeygebracht werden sollen. Nach diesen folgen in dem Range der Nothwendigkeit diejenigen Neigungen, welche auf die Gegenstände des Herzens, auf die welche in einer genauen Verknüpfung mit uns stehen, sich beziehen. Erst müssen wir der Quaal der unglücklichen Geliebten, des hülflosen Kindes und des nothleidenden Freundes abgeholfen wissen, ehe unser Gemüth nach jenem feinem Ergötzen, die aus den Gegenständen des Geschmacks entspringen, sich sehnt. Der Mangel dieser ist als ein bloßes Nichtseyn von etwas Positivem anzusehen, und kann daher mit dem Zero verglichen werden. Hingegen gleichen die unbefriedigten Neigungen der ersten Art wahren Beraubungen: sie sind etwas Negatives, und müssen durch *minus* ausgedrückt werden. Es ist also sehr natürlich, daß das Verlangen der Seele erst dahin gehet, des schmerzhaften Gefühls von wahren Beraubungen sich zu entledigen, ehe sie nach Erwerbung neuer Positionen strebt. Man führe mir

nicht das Beyspiel mancher Menschen an, welche sich nicht selten dieser ersten Nothwendigkeiten entschlagen, und ungestört den feinem Vergnügungen des Geistes nachhängen. Es ist ein großer Unterschied zwischen einem einzelnen Menschen, und einem ganzen Volke. Jener sieht oft in dieser Geistesbeschäftigung das sicherste Mittel, die Befriedigung jener Bedürfnisse auf eine bequemere Weise erlangen zu können; er entbehrt diese willig auf einige Zeit, damit er sie einst durch die Ehre, den Ruhm und die Fähigkeiten, die er sich erwirbt, desto weniger zu entbehren nöthig haben soll. Dieses findet bey einem ganzen Volke nicht Statt. Wenn dieses unter der Last der ersten Sorgen erliegt, und seine heutige Muße mit der Erholung der Kräfte zubringen muß, die es morgen von neuem wieder zur Abhelfung der dringenden Bedürfnisse wird anstrengen müssen: so läßt das niedergeschlagene Gemüth keinen Trieb nach seinem Ergötzen des Geistes aufkommen, und jedes aufkeimende Genie, das durch Erfindungen neuerer Art von Vergnügen sich hervorthun will, muß als

der Schöpfer neuer Bedürfnisse, folglich als Störer der Ruhe, von dem Volke unterdrückt werden. Ist aber ein Volk über diese ersten Nothwendigkeiten hinweg, so können leichtlich äußere hinzukommende Umstände seinen müßigen Kräften eine solche Wendung geben, daß sie auf Ergötzungen der Schönheit verfallen, und von allen Seiten auf Gegenstände des guten Geschmacks ihre Thätigkeit anwenden. Und nur der Mangel dieser äußern Umstände kann auf einige Zeit die gänzliche Unthätigkeit, oder die viehische Schwelgerey zur Folge des Ueberflusses machen. Aber bey einem sonst gesitteten Volke kann dieses nicht von langer Dauer seyn. Das Beyspiel seiner Nachbaren, oder der aufwachende Ehrgeiz einiger seiner Glieder, die in der Wahl ihrer Vergnügungen sich unter den übrigen hervorthun wollen, bringen, früher oder später, den Geist des ganzen Volkes in Gährung. Man wetteifert bald um den Besitz des prächtigsten Pallastes, der schönsten Gemähle, der künfftlichsten Bildfaulen. Die fähigern Köpfe unter ihnen bemühen sich, theils um sich Bequemlichkeit

des Lebens zu verschaffen, theils um Ansehen und Achtung bey der Nation zu erlangen, für sie zu arbeiten. Es entfehen Dichter und Künstler. Die besten unter diesen werden erhoben und als Wohlthäter des Staats besonders hervorgezogen; ein neuer Grund zur Bewerbung um den guten Geschmack. Fremde Künstler schlagen bey ihm ihre Wohnstätte auf, es entsteht endlich eine Schule des guten Geschmacks, es werden Fremde herbeygezogen, um sich da zu bilden. Dadurch empfängt der Ueberflus des Landes einen Zuwachs, mit ihm seine Folge, der gute Geschmack; und so unterstützen *Luxus* und *guter Geschmack* einander wechselseitig. Keiner von ihnen kann bey einer Nation ohne den andern sich lange erhalten.

Fünftens das *Klima*. Ist es ausgemacht, daß die verschiedene Luft, die der Mensch einathmet, und die verschiedene Witterung und Sonne, denen er ausgesetzt ist, großen Einfluß auf seine *Komplexion* und sein *Temperament* haben: so läßt sich wohl vernünftiger Weise nicht daran zweifeln, daß eben dieser

Einfluß sich auf dessen *Naturell* und *Charakter* erstreckt, d. i. auf dessen Gemüthskräfte und auf die Art, sie anzuwenden. Die Eindrücke der äußern Gegenstände können unmöglich bey dem melancholischen Temperamente von gleicher Lebhaftigkeit seyn, wie bey dem sanguinischen; auch der Urtrieb der Seele zur Thätigkeit bey dem phlegmatischen nicht von solcher Wirksamkeit, wie bey dem cholertischen. — Man erlaube mir, es für überflüssig zu halten, daß ich mich, gleich dem französischen Kunstrichter *Dübos*, in die Entwicklung einer besondern Hypothese einlasse, wie die Luft, vermittelt der Ausdünstungen der Erde, oder der unsichtbaren Insekten, solche Veränderungen im Körper und im Gemüthe zuwege bringen kann. Genug, es ist einmal so das Verbindungsgesetz zwischen Körper und Seele, daß jede Art Spannung der Fasern, Empfindlichkeit der Nerven, Dichtigkeit des Bluts und dessen Bewegung die Seele zu eigenthümlichen Ideen, Neigungen, Gesinnungen und Aeusserungen der Kräfte bestimmen, die sich verändern, so wie die Beschaffenheit jener Um-

stände, durch äußere oder innere Ursachen, Veränderungen leiden. Dieß lehrt uns der entgegengesetzte Charakter der Völker von verschiedenen Himmelsgegenden. \*) Dieß lehrt uns die Verwandlung des Naturells bey einem und demselben Menschen, mit dem Alter, und mit der Veränderung des Himmelsstriches. Dieß lehrt uns endlich die tägliche Erfahrung bey uns selbst, da unsere Laune und Neigung zur Thätigkeit überhaupt oder zu gewissen Gegenständen, so sehr von dem Wechsel der Jahreszeit, der Witterung und der innern Disposition des Körpers abhängen. — Man siehet aber wohl ohne mein Erinnern, welches schwierige Unternehmen es wäre, den Grad von Trockenheit oder Feuchtheit der Luft, von Sonnenwärme, von Heiterkeit oder Trübheit des Himmels anzugeben, welcher dem blühenden Zustande der Künste und Wissenschaften am angemessensten ist. Um diesen *a priori* zu bestimmen, kennen wir zu wenig die innere Beschaffenheit dieser

\*) Die Geschichte zeigt uns sogar eine ungeheure Verschiedenheit zwischen Völkern, die nicht weit von einander entfernt sind, aber wegen Gebirge, die sie von einander trennen, eine

Umstände, und die besondere Wirkungsart jeder körperlichen Veränderung auf die Seelenfähigkeiten; und die Erfahrungen sind zu manichfaltig, zu verwickelt und zu trüglich, um aus den wirklichen Fällen ihn kennen zu lernen. Die Ursachen der Naturbegebenheiten sind fast nie einfach, es ist immer ein Zusammenfluß von vielen, die an einer Erscheinung Antheil nehmen, so, daß es das menschliche Vermögen übersteigt, die Größe des Antheils einer jeden festzusetzen. Wenn unter den Einwohnern einer kalten Himmelsgegend zu gleicher Zeit Mangel an den ersten Nothwendigkeiten, Wildheit der Sitten und Ungeselligkeit herrschen, wer kann es zu bestimmen wagen, wie viel das Klima, oder jede von den übrigen Ursachen, zu der Verderbnis des guten Geschmacks beiträgt? Indessen, so viel scheint doch die eingeschränkste Kenntniß der Natur uns zu lehren, daß unter allen ihren entgegengesetzten Beschaffenheiten keines der verschiedene Luft einzüchten. Die *Böotier* und die *Athenier* waren bloß durch den Berg *Cithäron* von einander getrennt; gleichwohl waren die ersten berufene Dummköpfe, und die letzten das geistreichste Volk auf dem ganzen Erdboden. Eben so

äußersten Enden unsern Kräften zuträglich sey. Beyde, die strengste Kälte und die größte Hitze, stehen der freyen Entwicklung der Seele in Wege. *Jene* verhärtet die Fasern unsers Körpers in übermäßigem Grade; sie werden daher gegen leichte Eindrücke von äußern Gegenständen nicht genug empfindsam. Auch muß der Mangel an Nachgiebigkeit sie verhindern, von dem Stofse der flüssigen Theile in unserm Körper gehörig ausgedehnt und entfaltet zu werden. Die Bewohner der kalten Himmelsgegenden sind daher zur Thätigkeit und Anstrengung sowohl des Geistes als des Körpers aufgelegt, aber der feinem Empfindsamkeit und der zärtlichem Gefühle in einem geringern Grade fähig. *Diese* hingegen verdünnet die flüssigen Theile zu sehr, und macht sie flüchtig, und in eben dem Verhältnisse erschlaft sie die festen; durch die schwächende Eigenschaft der Wärme an sich sowohl, als durch die starke Ausdünstung, und

sagt *Livius* von den *Latavern* und den *Römern*, daß sie sehr leicht zu unterscheiden gewesen wären. Jene waren groß und stark; diese klein und schwach. Die Gebiete von *Rom* und *Latium* aber gränzten fast an einander.

wie *Falconer* richtig bemerkt, durch die vermehrte Absonderung der Galle, der es bey ihrer Vermischung mit dem Blute eigen ist, Widerwillen gegen alle Anstrengung körperlicher und geistiger Kräfte hervor zubringen. Es kann also den Völkern der heißen Zone nicht an lebhafter Empfindlichkeit gegen sanftere Eindrücke fehlen; dagegen müssen sie unfähig seyn, die dauerhaftern lange zu ertragen, und besondere Anstrengungen des Geistes auszuhalten. Trägheit ist daher ein Hauptcharakter der Indianer. \*) Da nun, wie aus dem Obigen zur Genüge erhellt, zu dem guten Geschmack beydes erfordert wird, lebhaft empfindsamkeit und anhaltende Vorstellungskräfte; so wird auch keines der äusserst entgegengesetzten Klimas der Kultur desselben günstig, sondern der temperirte Boden, wo die Entgegen-

\*) „Die Indianer glauben, daß Ruhe und Nichts oder das Leere der Ursprung und das Ende aller Dinge sey. Sie be- trachten den Zustand der Unthätigkeit als den vollkommensten und würdichsten, und geben daher dem höchsten Wesen den Namen des Unbeweglichen. Die Einwohner von Siam halten es für die höchste Seligkeit, keine Maschine beleben und den Körper nicht bewegen zu dürfen. Ruhe ist das höchste Gut das sie kennen, und nichts setzt sie mehr

setzung die geringste ist, zu seinem Aufkommen der fruchtbarste seyn. Die goldene Mittelstrafe ist der eingeschränkten Menschheit, bey allen Gelegenheiten und Unternehmungen, immer die angemessenste.

Sechstens, die *Regierungsform*. Der ganze Unterschied der Regierungsformen läuft auf die verschiedene Art und den verschiedenen Grad von Einschränkung hinaus, welche der willkürlichen Ausübung unsrer Kräfte gegeben wird. Diejenige, welche der Erfüllung unsrer Bestimmung die wenigsten Hindernisse in den Weg legt, d. i. diejenige, welche die Bearbeitung unsrer Fähigkeiten nach der Regel der höchsten Glückseligkeit am wenigsten schwierig macht, ist unstreitig an und für sich die beste; und auch die beste in Ansehung des guten Geschmacks. Es ist unmöglich, daß in einem

„in Verwunderung, als wenn sie sehen, daß die Europäer zum Vergnügen Leibesübungen vornehmen, weil sie nicht begreifen können, wie jemand, dem es frey steht, still zu sitzen, herumspazieren kann. Den nemlichen Hang zur Ruhe findet man bey den Einwohnern von Otaheite und bey den Arabern.“  
*Falconers Bemerkungen über den Einfluß des Himmelsstrichs, der Lage, natürlichen Beschaffenheit und Bevölkerung eines Landes, u. s. w. S. 13.*

vollkommen despotischen Staate der gute Geschmack blühen kann. Sie werden erstickt, die Seelen der Sklaven, die wegen der Einfälle des Tyrannen in beständiger Furcht leben, von dessen augenblicklichen Launen und übler Verdauung es abhängt, diesen aus der Welt zu schicken, jenen von der hohen Stufe, zu welcher er durch Verdienste und Arbeitsamkeit gelangt ist, auf einmal in den Staub zurück zu werfen, und unter den Augen eines Dritten die Lieblinge seines Busens zu zertreten. Wie kann da ein menschlicher Geist sich noch unerschüttert erhalten, und sich ungestört an Vergnügungen der höheren Seelenkräfte ergötzen, den feinem Gefühlen nachhängen, und sein Gemüth an Gegenständen der Empfindung weiden? Wer darf sich unterstehen, einen schönen Pallaß oder ein schönes Gemälde zu besitzen, wenn der Tyrann oder sein Günstling sie nicht schöner besitzt? Wer kann einen freyen Schwung in einem Gedichte wagen, das nicht das Lob des Herrn enthält und seinen barbarischen Leidenschaften das Wort spricht? — Das einzige Glück dieser Unglücklichen ist,

wenn sie ihren Wirkungskreis so sehr als möglich einziehen, wenn sie sich aufser Verbindung mit allen übrigen Gegenständen setzen, und die ganze Urkraft ihrer Seele dahin concentriren, die Thätigkeit aller einzelnen Kräfte immer nach der Willkühr des Oberherrn stimmen zu können. Ihre grösste Glückseligkeit wäre, wenn sie es bis zur viehischen Dummheit bringen könnten! —

Hingegen ist diejenige Regierungsart, wo der Regent nicht zum Erfinder neuer Gesetze, sondern zum Ausüßer derer bestellt ist, welche ihm vom Volke zur Beförderung seiner Glückseligkeit überreicht worden sind, für das Wirkungsvermögen des Geistes die beste, die Ausübung mag einem Einzigen oder Vielen, auf immer, oder auf einige Zeit übertragen seyn. In den Republiken sowohl, als in den Monarchieen (wenn übrigens nur die Natur sie in Ansehung der ersten Nothwendigkeiten nicht ganz ungünstigt gelassen hat,) ist Ehre das große Triebrad, das die Kräfte des Volkes in Thätigkeit erhält; denn zu dieser gelangt es durch Verdienste, durch Handlungen, welche nicht den aus-

schwefenden Begierden eines oder einiger Menschen schmeicheln, sondern das Wohl des Ganzen befestigen. Dem Monarchen, einem einzigen Menschen, muß die Regierung eines so wichtigen Körpers nothwendig zu schwer seyn; er muß Leute von Verdiensten zu Gehülffen haben, und von so verschiedenen Verdiensten, als verschiedene Räder es giebt, die zur Glückseligkeit des Staates in Bewegung gesetzt und im Gange erhalten werden müssen. Und die Belohnungen, die er ertheilt, können nichts anders, als Ehre seyn. Ein Band, ein Titel, eine Ehrensäule, dies sind die Triebfedern des großen Mannes in der vollkommenen monarchischen Regierung. In einer Republik muß durchaus nach Verdiensten gestrebt werden, wenn man auf die Wahl des gemeinen Wesens Anspruch machen will; und die Ehre erfolgt alsdann auf große Handlungen von selbst: sie ist die Stimme des Volkes. Diese Ehre aber dehnt sich allmählich über alle Geistesfähigkeiten aus; von denen, deren Ausübung mit dem Wohl des Staats in der unmittelbarsten Verknüpfung stehet, bis zu denen, die nur eine ent-

entfernte Beziehung darauf haben. Der eine erlangt sie durch die Tapferkeit seines Arms, mit welchem er den Feind zurück getrieben hat; ein zweyter durch ein Gedicht, in welchem er diese That am künstlichsten lobt, und folglich Andere zu gleichen Handlungen aufmuntert; ein dritter durch sorgfältige Zergliederung der Schönheit dieses Gedichtes, wodurch Andere gleichfalls gereizt werden, die Wohlthäter des Vaterlandes zu besingen. Eben so geht es mit den Künsten. Eine Seelenkraft muntert immer die andere auf, so lange bis unter den Theilen der ganzen Staatsmaschine die größte Thätigkeit in der vollkommensten Harmonie entspringt. Ueberhaupt, sobald der Trieb nach Ehre bey einer Nation aufgeweckt wird, so kann man sicher darauf rechnen, daß die groben eigennützigigen Begierden, die härtesten Feinde des guten Geschmacks, unterdrückt werden, und die feinern edlern Gefühle sich von allen Seiten ausbreiten.

Trift es sich sogar, daß der Monarch selbst einen für Künste und Wissenschaften gebildeten Geist besitzt und sie liebt: dann kann der

gute Geschmack in einer kurzen Zeit sehr große Fortschritte machen. Das Vorurtheil des Ansehens war von jeher das mächtigste unter den Menschen. Immer ist ihnen die Schwachheit eigen gewesen, so viel als möglich den Großen nachzuahmen, in ihren Tugenden und in ihren Lastern, selbst in ihren Eitelkeiten. Die Großen sind es, welche die Mode in den Kleidungen, den Ton in der Aussprache, und die Wahl in den Ergötzungen angeben. An Alexanders Hofe soll alles mit hohen Schultern gegangen seyn: nicht, wie man glaubt, um seinen Fehler dadurch zu verbergen; (denn er wird gewis auch, außer seinen Leuten, wohlgewachsene Menschen zu Gesichte bekommen haben;) sondern weil seine Leute eine hohe Schulter für die Eigenschaft eines großen Mannes hielten. Als Ludwig XIV sich die Fistel des Hintern schneiden ließ, kam wie Monsieur Petit selbst erzählt, eine Menge Hoffchranzen zum königlichen Wundarzt, um an sich dieselbe Operation machen zu lassen. Dieses Vorurtheil hat seinen guten Grund in der Seele. Der Mensch vermischt sehr häufig das Wesent-

liche eines Dinges mit dessen Zufälligkeiten, und die Verknüpfung der Ideen macht ihm den Uebergang von einem zu dem andern un-  
gemein leicht. Daher darf ihm nur ein Gegenstand von einer Seite besonders gefallen, so fällt er ihm von allen Seiten, wenn diese auch mit jener in gar keiner Verbindung stehen; so wie umgekehrt das Schlechte und Unangenehme, das ihm bey einem seiner Theile vorzüglich auffällt, ihm gegen das Vortreflichste in den übrigen blind macht. Aber dieses Vorurtheil kann, so wie jedes andere, bisweilen erspriessliche Folgen haben. Wenn der Himmel ein Reich mit Großen von menschlichen Empfindungen, großmüthigen Gesinnungen und Liebe zu Künsten und Wissenschaften gesegnet hat: so mag das Volk immerhin blindlings aus Mode ihnen darin nachäffen; unvermerkt werden Tugend und guter Geschmack unter ihm Wurzel fassen, und es zum glücklichsten der Völker machen!

Was ich oben von den Republiken gesagt habe, muß man keinesweges auf manche unter uns so genannte freye Regierungen anwenden

wollen, in denen der Zustand der Künste und Wissenschaften ungeachtet ihres Namens nicht gerade der blühendste ist. Eingeschränkt, ohne sich auf dem großen Schauplatze besonders hervorthun zu können, erhalten sie sich mitten unter ihren mächtigern Nachbarn. Den Schein der Freyheit, dessen sie genießsen, haben sie bloß dem Mangel der wirklichen zu verdanken; die geringste Mine, diesem abzuheifen, würde sie gewiß auch um jenen bringen. Wenn nun außerdem die Staatsverfassung nicht gerade die Verdienstvollsten und die größten Genies, sondern die Reichsten und Angesehensten an dem Ruder verlangt; wenn Tugend eine unbrauchbare Tugend, und Vaterland ein leerer Name ist; wenn es keine Fähigkeit giebt, durch deren Erweiterung man sich um die Nation verdient machen, und eine Ehrensäule erwerben kann: was bleibt dann noch übrig, das den menschlichen Geist anspornen sollte, seine Kräfte frey aus einander zu falten und ihnen einen Schwung zu geben? — Dazu kommt noch der Vortheil, dessen die Republikaner von den nothwendigen

Einschränkungen ihrer monarchischen Nachbarn in Ansehung des Handels genießsen. Dieser macht, daß das Gewinnen, das unaufhörliche Vergrößern des Vermögens, der wichtigste Gegenstand des Verlangens bey ihnen wird, wozu sie nun die Jugend erziehen, wonach sie den Werth des Bürgers bestimmen. Der weiseste Mann heist der, welcher seine Kapitalien zu den höchsten Procenten ausbringt. Der größte Mann ist der reichste, und unter Freundschaft versteht man die Unterhaltung eines Briefwechsels in Handlungsgeschäften. Nichts aber ist dem guten Geschmack und dem Vergnügen der feinern Gefühle mehr zuwider, als der Geist der Plusmacherey. Dieser gewöhnt das Gemüth allmählig bey jedem Gegenstande zu untersuchen: *was hat er für baaren Nutzen? was bringt er?* Er gewöhnt es, wie ein französischer Weltweiser bemerkt, nach der genauesten Berechnung zu fühlen, zu genießsen und thätig zu seyn. Die Debetseite muß mit der Creditseite immer gehörig Balance halten — und so müssen nothwendig die edlern uneigennütigen Fähigkeiten des Men-

schen in Fesseln geschlagen werden. Keine kann es wagen, einen Schritt aus den sie umgebenden Schranken hinaus zu thun! \*)

Dieses sind, meines Erachtens, die vornehmsten Stücke, worauf es bey ganzen Völkerchaften in Ansehung des guten Geschmacks ankommt; alles Uebrige, was sonst noch Einfluss auf denselben haben könnte, als die Erziehungsanstalten, öffentliche Spiele, Lustbarkeiten u. s. w. kann immer unter eines von diesen gebracht werden, oder ist selbst eine Folge des bereits herrschenden guten Geschmacks. Je günstiger nun das Schicksal gegen ein Volk in Betracht der erwähnten Hauptumstände ist; je mehrere derselben und in einem je vollkommenern Grade es sie ihm ertheilt hat: desto blühender und vollkommener muß der gute

\*) Ich rede von einer Nation, bey welcher der Handelsg Geist eingeriffen ist, nicht von einzelnen Personen. Es wäre ungereimt, diese beyden mit einander zu verwechseln. Die Erfahrung hat uns von jeher und allenthalben würdige Männer dieses Gewerbes gezeigt, welche wahre Wohlthäter des Staates, Beförderer der Künste und Wissenschaften, und selbst Geliebte der Mufen waren, und deren Geschichte vielleicht nicht minder verdient hätte, der Welt als ein Muster aufbehalten zu werden, als die Geschichte manches Feldherrn-

Geschmack bey ihm seyn; und so umgekehrt. Eine genaue Berechnung unter den Einflüssen dieser Umstände anzustellen, um darnach das Verhältniß zwischen dem Geschmacke verschiedener Nationen im voraus bestimmen zu können, übersteigt die menschlichen Kräfte. Dazu wird genaue Kenntniß des Grades von Antheil erfordert, den ein jeder Umstand an dem Geschmacke hat. Und woher diese? woher, wenn keiner von ihnen je in der Natur sich allein bey einem Volke fand? Aber genug, die Vernunft zeigt sie uns als die nothwendigen Bedingungen des guten Geschmacks an, und die Geschichte der Künste und Wissenschaften bestätigt es, daß diese immer ihre Wohnstätte da aufschlugen, wo jene am vollkommensten anzutreffen waren. Doch bisweilen trennten

Der Verfasser des *Phaëton* und Uebersetzer der *Palmen* war ein Seidenfabrikant; und noch habe ich schon seit vielen Jahren das Glück, der Freundschaft verschiedener Männer zu genießen, die mit der äusersten Rechtschaffenheit und mit unermüdetem Fleiße ihre Geschäfte betreiben, und die ganze Muse, welche diese ihnen lassen, einzig mit der Bildung ihres Herzens, ihres Verstandes und ihres Geschmacks zubringen. Ununter ihnen ist auch mein F. . . , welcher der Welt bereits merckliche Beweise seiner Fortschritte dargelegt hat.

sie sich von ihnen, und wanderten in die Nachbarchaft, oder verliesen den Erdboden gänzlich. Die erwählten Umstände müssen alsdann eine Veränderung gelitten haben; entweder haben einige ein übermäßiges unproportionirtes Wachstum erlangt, sind in Saamen geschossen, der Luxus ist in Ueppigkeit, die Freyheit in Ausgelassenheit, die Religion in Aberglauben ausgeartet; oder es sind entgegengesetzte an ihre Stelle gekommen, das Volk ist in Sklaverey gerathen, hat eine andere Regierungsform erhalten, seine Religion hat eine üble Wendung genommen, es ist unter einen andern Himmelsstrich verpflanzt worden, u. s. w. Aber, mit *Dubos*, immer der Luft allein eine solche Revolution zuzuschreiben, und von dem Verfall des guten Geschmacks bey einer Nation, die ihn vorher hatte, allemal auf die Veränderung des Klima's zu schliessen, ist Etwas, das weder von der Vernunft begriffen werden kann, noch von der Erfahrung bestätigt wird.

Dreymal glückliche Griechen! welcher Sterbliche, in dessen Seele ein Funke himmlischen Feuers glimmt, kann eurer sich ohne

schwärmerisches Entzücken erinnern! Ueber euch hat eine Zeitlang unfre holde Mutter Natur ihr Füllhorn bis auf das letzte Körnchen ausgeleert! Ihr genoffet der reinsten Himmelsluft und der erquickendsten Sonnenstrahlen. Die Religion eures Volkes war zwar die fabelhafteste, aber für die Künste und Wissenschaften die fruchtbarste: sie war bilderreich und dulddend. Sie verbot euren Weisen nicht das Denken, noch den anders Denkenden unter euch das Leben. Ihr kanntet weder Kränkungen der Menschheitsrechte, noch Scheiterhaufen, noch mit Teufeln bemalte Mützen, noch gelbe Ermel\*), um die von euren Mitgeschöpfen auf dieser Welt zu plagen, die sich von einer zukünftigen andre Vorstellungen machten, als ihr. In eurer Seele wohnten Menschlichkeit, Empfindsamkeit, Gattfreyheit, Gelligkeit: und euren schönen Seelen gleichen

\*) In unfern erleuchteten Jahrhunderte, worin man die Religion so sehr verfeinert wissen will, und von allen Seiten Menschenliebe und Duldung predigt, gab es dennoch Oerter, wo niemand von einer gewissen unterdrückten Nation ohne dieses schimpfliche Zeichen auf seinem Kleide sich auf die Straße wagen durfte, wenn er sich nicht der Gefahr aussetzen wollte,

eure schöne Körper. Eure Regierung war die vortrefflichste; alles nahm Antheil daran; keine einzige Kraft eines einzigen Menschen durfte für das Ganze verloren gehen. Künste und Wissenschaften waren mit ihr aufs innigste verwebt: die Tonkunst modelte eure Sitten; \*) Schauspiele, Kämpfe und Tänze waren eure Ergötzungen; die Beredsamkeit lenkte den Entschluß des Volkes, und Dichtkunst und Bildhauerey belohnten dessen Ausführung; der Gedanke: *Vaterland*, setzte alle eure Triebkräfte in Bewegung. Daher ward euer Genie den Weisen der Erde, was euer Arm den Mächtigen war; daher bleiben euer Homer und Euripides, euer Zeuxis und Demosthenes die unachahmlichen Muster, welche alle zukünftige

vom Pöbel gesteinigt zu werden. Nur seit kurzem erst hat eir weiserer und menschlicherer Regent dieses Schandmahl seiner eigenen Religion dafelbst abgeschafft.

\*) Plato sagt in seiner Republik: *die Musik kann in keinem Staate verändert werden, ohne daß die Sitten des Volkes zugleich mit eine Veränderung leiden.* Wir können uns daraus einen himmlischen Begriff von der Vortrefflichkeit dieser Kunst bey den Griechen machen, ob uns gleich keine sichere Spuren von ihrer Beschaffenheit zurück geblieben sind. Von der unfeigen kann schwerlich ein Plato dieses behaupten.

Jahrhunderte sich zur Nachahmung vorsetzen, ohne sie je erreichen zu können! — Aber die Barbaren, die euer gefegnetes Land überschwemmt haben, und euch unter dem Ioche halten, wie sind sie ausgeartet! — Sie genießen eures Klima's, eurer milden Sonne, besitzen aber nicht eure weichgeschaffenen Sitten; \*) sie ertragen willig die Fesseln ihres Despoten, \*\*) und finden, gleich ihm, in den größten körperlichen Lüsten ihr höchstes Gut. Ihre Religion unterdrückt in ihnen jeden emporsiehenden Keim höherer Kräfte; sie unterlagert der Vernunft das Denken, und der Einbildung das Bilden. Daher sind die Mufen ihnen entflohen, und unter einen rauhern Himmel, aber zu menschlicheren Menschen hingezogen. Bil-

\*) *Per hos (Turcas) primum correpta pars Asiae, quae olim fluere deliciis dicebatur. Hinc sub Amurathe in Europam, li-gurum ope remigique transvectis, illa Graecia, illud Misarum domicilium concessit in praedam. Ipsi tamen dura indole eluctati humanitatem in majorum feritate perseverant profus ut intelligas, sub molli caelo immania ingenia esse posse. Bar-clai Icon animor. cap. IX.*

\*\*) *Nec in aliis gentibus constantior in modestos & legitimos Principes fides, quam aliis in atrocem, cui se damnaverunt, Tyrannidem. ibid.*

dende Künste sind von ihnen verbannt; Dichter kennen sie nicht; ihre Tonkunst ist ein nichtsbedeutendes Geheul; sie wurden die Geisel der menschlichen Vernunft. \*) O Griechen, Griechen, welche graufamere Rache an euren Unterdrückern hättet ihr euch von den Göttern ersehen können!

Ich habe mit Fleiß die beiden äußersten Enden des Geschmacks gegen einander gehalten: von der einen Seite seine vollkommenste Reife unter den günstigsten Umständen, von der andern seinen größten Verfall unter den widrigsten. Der Zustand der Künste und Wissenschaften unter den europäischen Völkern in den spätern Jahrhunderten muß sich darnach bestimmen lassen, in wie fern sie in Ansehung dieser Umstände diesem oder jenem Ende näher kommen. Aber ich enthalte mich dieser Anwandlung; denn, wie gesagt, es werden dazu Fähigkeiten und ausgebreitete Kenntnisse erfordert, deren Mangel ich nicht undeutlich in mir

\*) *Turcarum serum genus, & ad urbium, artificiorum, scientie excidium natum, nostris vitis quam sua virtute felicitis fuit. ibid.*

verspüre. Ich bin zufrieden, wenn der Maßstab, den ich angegeben habe, nur der wahre ist. Ich überlasse dessen Gebrauch geübtern Köpfen; meine Kräfte sind zu schwach dazu.

### Z U S A T Z.

Der innere Werth der Tugend und der Schönheit ist zu unserm Zeiten ein wichtiger Streipunkt in der Weltweisheit geworden. Nachdem das Menschengeschlecht von dem ersten Augenblick seiner Entstehung an erfahren hat, wie unentbehrlich sie ihm zu seiner Ruhe und Glückseligkeit sind; nachdem sie seit undenklichen Jahren fast die einzige Beschäftigung der größten Männer aller Völker ausmachten; nachdem man seit so vielen Jahrhunderten das Alterthum, wegen seiner unsterblichen Muster in beyden, beynahe angebetet hat: ist es wohl etwas auffallend, daß gerade dem achtzehnten die Kleinigkeit noch zu unterfuchen aufhalten blieb, ob denn Tugend und Schönheit Gegenstände der Vernunft, oder Gegenstände

des Gefühls sind? Mit andern Worten: ob sie, gleich der Wahrheit, ein objectivisches unbedingtes Wesen haben, das von der Verschiedenheit empfindender Geschöpfe unabhängig ist, oder ob sie, gleich sinnlichen Phänomenen, einzig und allein in der persönlichen Organisation ihr Daseyn haben? Mit noch andern Worten: ob denn an diesen Dingen auch wirklich etwas Reelles ist, oder ob sie bloß er götzende Blendwerke sind, deren Spiel von dem Gesichtspunkte abhängt, aus dem man sie betrachtet?

*Hutcheson* und *Hume* waren, so viel ich weiß, die ersten, welche die Empfindung von Lust und Unlust, von der die Vorstellung moralisch guter oder böser Handlungen begleitet wird, genau zergliederten. Sie zeigten, vielleicht um dem System des groben Eigennutzes dadurch das Gleichgewicht zu halten, wie mächtig diese Empfindung ist, ohne Rücksicht auf unsern eigenen Vortheil und Schaden, ohne vorhergegangene Vernunftuntersuchung, uns zur Ausübung jeder Art von Tugend anzuspornen und von jedem Laster abzuhalten. —

Wenn sie nun dieser Empfindung, wegen ihrer besondern Vorzüglichkeit, eine eigene Benennung beylegten, und sie durch den Ausdruck des *moralischen Gefühls*, des *moralischen Sinnes* bezeichneten: so konnte dieses, in der Sittenlehre sowohl als in der Seelenlehre, nur von wenigem Belange seyn. Wer will, kann eben so gut die angenehme Empfindung, die nach der Entdeckung einer Wahrheit, und die unangenehme, welche nach einer vergeblichen Untersuchung der Wahrheit in uns entsteht, ein *Wahrheitsgefühl* nennen. Eben so kann man jede Lust und Unlust, welche verschiedene Arten von Vollkommenheits- und Unvollkommenheitsvorstellungen hervorbringen, nach diesen verschiedenen Arten besonders bestimmen. Im Grunde sieht man doch, daß alles auf dieses einzige Hauptgesetz in der menschlichen Seele hinausläuft: *Die Vorstellung der Vollkommenheit gewährt Lust, die Vorstellung der Unvollkommenheit Unlust*. Was thut es übrigens zur Sache, daß die Abtheilungen dieser Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten in verschiedene Unterarten nach Willkühr vervielfältigt wer-

den? — Allein man liefs es dabey nicht bewenden; man fing an, dieses sogenannte moralische Gefühl für einen ganz eigenen unabhieiteten Sinn auszugeben; man glaubte, der Schöpfer habe dadurch der Seele ein besonderes Organ ertheilt, vermittelst dessen sie Tugend und Laster anschauend erkenne; man ging endlich so weit, das man es gar zum obersten Principium der Sittlichkeit machte, und ihm allein, unabhängig von der Vernunft, den Rechtanspruch über die Güte moralischer Handlungen übertrug. Das heift, man kehrte die Sache gänzlich um; anstatt einzusehen, das diese moralische Empfindung blofs eine Folge des vorhergegangenen Vernunfturtheils über die Vollkommenheit oder Unvollkommenheit einer Handlung sey, behauptete man, das dieses Urtheil dem vorhergegangenen Gefühle von Lust und Unlust folgen müffe. Eine eben so grofse Ungereimtheit, als wenn ein Meiskünstler die angenehme Selbstbefriedigung, die er nach der Auflösung eines verwickelten Problems empfindet, als ein sicheres Kennzeichen der Richtigkeit seiner Auflösung ansehen wollte. Es ist aber leicht

leicht einzusehen, auf welch einem schwanken den Grunde das System der Sittlichkeit aufgeführt, und auf welchen geringschätzigen Werth diese gebracht wird, wenn man ihr ganzes Wesen bis zu einer sinnlichen Erscheinung heruntersetzt! Es ist noch nicht lange, das eine ganze Gesellschaft Philosophen über den Vorzug zweyer Schriften sich nicht vereinigen konnte, von denen die eine mit sehr guten Gründen den objektivischen Werth, und die andere mit sehr schlechten das subjektivische Wesen der Tugend darthat. Sie überliefs die Entscheidung dem Loofe, und die Würfel erklärten sich — für den moralischen Instinkt. —

Aber niemand von den Anhängern des moralischen Sinnes treibt es so weit, als *Robinet*. Ihm ist gar nichts Anstößiges darin, das Gefühl vom Guten und Bösen, für einerley Art Empfindung mit dem Gefühle für das Süfse und Bittere zu halten. „Beyde, sagt er, sind ein innerer Zustand der Seele, in welchen sie, wider ihren Willen, durch die Gegenwart eines äußern Gegenstandes versetzt wird. Mein „Arzt mag sagen, was er will, er kann doch

„nicht machen, daß ich seinen bitterm Trank  
 „süß finde. Ein Böfewicht mag alles vor-  
 „bringen, was Sophistery und eine verfäng-  
 „liche Metaphysik seiner Beredsamkeit darbie-  
 „ten, um das Abscheuliche seines Lasters zu  
 „entschuldigen oder zu vermindern; innerlich  
 „werde ich ihn dennoch tadeln, selbst wenn  
 „ich die Früchte des Lasters genieße.“ \*) Ia,  
 diese falsche Analogie verleitet ihn gar dahin,  
 daß er das Mittel, durch welches die Seele die  
 Sittlichkeit der gegenwärtigen Handlungen er-  
 fährt, gleich wie bey den Gegenständen der  
 übrigen fünf Sinne, für etwas Körperliches  
 hält. Es verbreiten sich, seiner Meynung nach,  
 aus dem Sensorio communi Nervenfasern bis  
 an den äußern Umkreis des Körpers, die  
 durch die Gegenwart sittlicher Handlungen,  
 eben so wie das Netz- und Geruchshäutchen  
 von den Strahlen und Ausdünstungen, erschüt-  
 tert werden, den Eindruck der Seele zubrin-  
 gen, und diese in einen angenehmen oder  
 unangenehmen Zustand versetzen. Das mo-  
 ralische Gefühl ist ihm vollkommen der sech-

\*) *De la Nature Tom. I. p. 346.*

ste körperliche Sinn. Man lese die unten  
 angeführten Stellen, und sage, ob sich eine  
 herabgewürdigtere plumpere Sittlichkeit den-  
 ken läßt! \*)

Wie Robinet mit der Tugend, so macht  
 es ein anderer französischer Weltweiser, nicht  
 viel feiner, mit der Schönheit. „Wir ha-  
 „ben einen Sinn, sagt er, der dazu bestimmt  
 „ist, über den Werth solcher Werke zu ur-  
 „theilen, deren Vortreflichkeit in der Nach-  
 „ahmung rührender Gegenstände in der Natur  
 „besteht. — Es ist unser sechster Sinn, ob  
 „wir gleich seine Organe nicht sehen. Es ist  
 „dejenige Theil von uns, welcher über die

\*) *Il est toujours vrai que toutes les sensations ne sont que des modifications du toucher. Le toucher, à mesure qu'il se subtilise & se perfectionne, devient la base de sensations plus parfaites. Quel risque de le supposer à un tel degré de finesse qu'il puisse occasioner dans l'ame un sentiment moral? Rien ne nous porte à presumer que l'analogie de la Nature, soutenue dans les autres sens, se démente pour celui-ci seulement. La similitude des opérations nous force au contraire à reconnoître l'uniformité de ses loix. Dafselbst S. 351.*

Und an einer andern Stelle.

*Suppose qu'il y ait un organe moral, une extersion nerveuse florissante qui partant du sensorium commune, s'étende jusque vers certains points de l'économie interne, lesquels com-*